

Im Havelgebiet hinter Potsdam.

Nach dem verpflanzten Sommer scheint uns ein früher Herbst beizugehen zu sein; wenigstens drachte der September bisher eine recht strammte Oktoberbestimmung. Der Wanderer hat es nicht mehr nötig, sich vor den „lengenden Stöbe“ in den fahlen Waldschattungen zu flüchten, er kann jetzt getrost das freie Feld aufsuchen und sich an den wichtigsten Ausflüchten erfreuen. Die ihm die Ferne in der flachen Gerstfeldschlingung zeigt. Der für morgen unfernen Volls-Getreidegärtner-Handerzenden vorgeschlagene Ausflug bietet solche herrlichen in besonders reichem Maße, er hat die Gafelster hinter Potsdam und Werder zum Ziele. Zudem bergen in dem zu durchzuwandernden Gebiet nördlich von Werder und westlich von Potsdam an hohem und hübschen die abwärts der großen Geseirische liegenden alten Dörfer, zahlreiche alte Geseirische und hübsche Wälder, und die meisten hübschen die Wälder, vom dunklen Wald besäumt, geben äußerst stimmungsvolle Bilder.

Wir fahren möglichst zeitig (6.58 Uhr oder 8.10 Uhr morgens) mit dem Vorortzuge vom Potsdamer Hauptbahnhof nach Werder (Fahrpreis 0.85 Mark). Vom Bahnhof halten wir uns erst links; dann überfahren wir die Bahn und streben auf der Höhe des Havelufer unterer ersten, fünf Kilometer entfernten Ziele zu. Bald wendet sich die Gasse nach Norden und beginnt zu steigen; wir bekommen Aussicht. Uns haben wir eine stattliche, bewaldete Höhe, den 84 Meter hohen Waldberg. Auf der „Höhe“ öffnet sich ein prächtiger Ausblick; zu unseren Füßen liegt, an den Berg geschnitten, das freundliche Dorf Wittenberg; weit behind die blaue Ebene der Gavel; dahinter grünen die Hügel des Havelstroms. Wir durchwandern das Dorf und lassen uns von der Höhe zum Zöpfliger Werder übersehen. Von der Landungsstelle erreichen wir, uns rechts haltend, auf einem Wiesewege, dann rechts um den Windmühlenteich herum, in einer kleinen halben Stunde Alt-Zöpflig, das schon lange zu uns herübergegrüßt hat. Das Dorf enthält interessante alte Bauernhäuser, wie überhaupt auf dem ganzen Zöpfliger Werder noch unerwartlich havelnährliches Leben herrscht. Nördlich in zwanzig Minuten zu erreichen ist Neu-Zöpflig, eine halbe Stunde davon das Dörflchen Götlin an der Götlin. Von Alt-Zöpflig geht eine Gasse in gerade Linie nach West. Wir ziehen es vor, die von der Gavel und der Mühlteich umspülte Gabelinsel, die der Gavel-Fluss in einer vollkommenen Insel gemacht hat, zu umwandern. Wir gehen rechts zum Dorf hinaus. Erst ist unsere Fahrt sehr hübsch, die Gabelinsel erreicht wir den Wald. Allmählich biegt der Weg nach Osten, dann nach Norden um; fortwährend haben wir die schönsten Ausflüchte; erst auf Werder und die Berge des Waldbergs, dann über die Gölmer Wälder auf Götlin mit seinem spitzen Kirchturm. Nördlicher grüßt uns die kleine Gölmer Wälder, und schließlich spiegel sich Götlin im weiten Wasser der Wälder. In einer Stunde haben wir West erreicht. Wir überfahren auf der Brücke die Mühlteich, durchwandern Götlin und gelangen nach einer kleinen Stunde über die Bahn Waldpark-Nauen nach Neu-Zöpflig. Gleich hinter der Straße steigt rechts ein reizender Hügel durch den dichten Wald auf die Höhe des Havelbergs; von ihm gehen wir herab die herrliche Wälder; Götlin aus das ganze Waldgebiet zu unteren Füßen, rechts über die neue Zöpflinger Kirche nach Fährland und ins Havelnäh; von links bilden die Ruppen des Neuen Palais herüber. Uns links haltend, erreichen wir wieder die schöne Waldhülle, die nun in südlicher Richtung, an der Villa Lindstädt vorbei und um das Neue Palais herum, uns in einer Stunde zur Waldpark-Nauen (Fahrpreis 0.65 Mark) führt. Wir noch mehr, am aufnahmefähig ist kann bald hinter die Villa Lindstädt links zum Waldberge auf dem Waldberge hinaufsteigen und dann, an der Orangerie und Sanssouci vorbei, nach Potsdam hinein wandern, und von hier die Heimfahrt (0.50 Mark) antreten. Das Ganze ist ein Ausflug, der ungemein viel Anschauung bietet und sehr lohnend ist.

C. S.

Lokales

Der Kampf um die Kinder.

Schon öfters mußten wir an dieser Stelle die öffentliche Aufmerksamkeit auf die letzten Akt und Weile lenken, in der Herr Pastor W. Pfeiffer in seiner Eigenschaft als Leiter des „Kindererziehungsvereins“ in Potsdam, sich mit der „Königin“ um die Kinder beriet. Die „Königin“ beriet sich über die Entführung eines Mädchens aus der Schule durch eine Geseirische des Pastors Pfeiffer, wobei die uneheliche Mutter des Kindes erst verpöbelnd benachrichtigt wurde. Diefelbe Mutter führt jetzt Klage darüber, daß ihr wiederum zwei Kinder weggenommen worden sind, und die Begleitumstände lassen es recht zweifelhaft erscheinen, ob der von Pastor Pfeiffer eingeschlagene Weg der richtige ist.

Was zunächst das aus der Schule weggeholt Mädchen betrifft, so konnte die Mutter erst auf wiederholte Anfragen erfahren, daß die Kleine vom Kindererziehungsverein in einem Waisenhaus in Stolberg untergebracht worden ist. Der Mutter war es unmöglich, die Tochter zu besuchen. Man sagte ihr auf dem Bureau des Vereins, das Mädchen fühle sich auf ihrem jetzigen Aufenthaltsort wohl, als bei der Mutter. Dem widerspricht allerdings der Inhalt einer Karte, die Pastor Pfeiffer von einem Besuch in Stolberg an das Vereinsbureau sandte und in der er schreibt, die kleine Margarete (ihre ich jetzt endlich nach 18 Wochen) in ihr Schicksal zu finden. Am 7. August sind nun der Mutter auch die beiden anderen Kinder weggenommen worden. Sie sah mit ihrer 33-jährigen Tochter und einem noch kleineren Sohn in einem Part in der Nähe ihrer Wohnung, als eine Geseirische des Kindererziehungsvereins in Begleitung eines Schuttmanns erschien und sie aufsuchte, sofort die Kinder zu verlassen, da diese anderweitig untergebracht werden sollten auf Anordnung des Herrn Pastors Pfeiffer. Die Mutter sträubte sich gegen die Summung und es bildete sich bald ein Anlauf auf der Straße. Nach längerem Widerstreben ließ die Geseirische es zu, daß die Mutter mit den Kindern nach Hause ging, damit die Kleinen von den Geseirischen abgeholt werden könnten. Die Kinder wurden dann von der Geseirischen in Begleitung des 33-jährigen Tochter kommt sich besonders lächerlich vor der Mutter, die sie zum Aufbruch in den Walden in der Villa Lindstädt. Als die Mutter dort verfuhr, das Kind wieder herauszubekommen, wurde ihr von dem Missionspersonal mitgeteilt, das Mädchen (ihre unangehörig) nach der Mutter und habe keine Nahrung zu sich genommen. Eine Frau, bei der die Kleine dann in Pflege gegeben wurde, erklärte der Mutter bei einem Besuch gleichfalls, das Kind sei sperrmürrig geworden und verweigere die Nahrung. Die Mutter wurde durch das Mädchen ernstlich krank und wurde nach dem Lazarett des Rummelsburger Waisenhauses gebracht, wo es sich jetzt noch befindet. Die Mutter scheint den jetzigen jämmerlichen Gesundheitszustand des Tochter ganz gesundem Mädchens der Trennung von der Mutter zu, die das sehr anhängliche Kind nicht verwirren konnte. Von der Mutter sind schon alle möglichen Schritte unternommen worden, um zu erreichen, daß die Kleine wenigstens in andere Pflege bei ihren

Verwandten gegeben werde, wo sie die Mutter öfters sehen könnte. Alle diese Verträge scheiterten an dem Widerstand des Pastors Pfeiffer. Die Mutter beklagt nun, daß die Tochter, deren Krankheit mehr ein seitliches Leiden ist und die öfters Krampfanfälle hat, die hochzeit der Mutter mit dem Vater ihres Kindes, die in einigen Wochen stattfinden soll, gar nicht mehr erleben wird.

Was Herr Pastor Pfeiffer veranlaßt hat, die Kinder der Mutter zu entziehen, ist den Beteiligten nicht klar. Die uneheliche Mutter ist eine Geseirische, die schon seit mehreren Jahren mit einem Arbeiter verkehrt, der der Vater ihrer Kinder ist. Bei den natürlichen sozialen Verhältnissen der beiden Leute haben sie sich noch nicht geheiratet; das Aufgebot ist aber jetzt bereits vollzogen. Die junge Mutter wohnt bei ihren Eltern mit den Kindern. Die Kinder sind nie unbeaufsichtigt, da die Geseirischen immer zu Hause sind. Ueber die Verhältnisse, in denen sich die Kinder befinden, äußerte sich eine Geseirische in einem Brief in folgender Weise:

„Einem sehr wohlthuenden Eindruck habe ich dadurch erhalten, daß sowohl die Kinder als auch ihre Mutter trotz ihrer natürlichen Verhältnisse bei meinen unvernutzten Besuchen sehr sauber und ordentlich gehalten wurde, auch die Wohnung sauber und ordentlich war. Dies zeigt, daß es sich hier um ordnungsliebende, fleißige Menschen handelt.“ Weiter wird in dem Schreiben die uneheliche Mutter noch ausdrücklich als „gute Mutter“ bezeichnet.

Unter diesen Umständen ist nicht recht einzusehen, weshalb der Pastor die Kinder von der Mutter trennt und so über beide Teile namenlos Weh bringt. Es ist nicht verwunderlich, wenn der Vater der Kinder diese Haltung des Pastors als einen Versuch aufsaht, ihn dafür zu bestrafen, daß er nicht früher mit der Mutter seiner Kinder eine schriftliche Ehe eingegangen ist.

Der Pastor Pfeiffer und sein Kindererziehungsverein hätten eigentlich genau tun, wenn sie ihre für längere denjenigen unehelichen Kinder gut zu werden ließen, die gar ohne elterlichen Schutz dastehen.

Eigenartig ist auch das System, wie sich Herr Pastor Pfeiffer zum Generalvormund macht. Bei der Geburt eines Kind in Rede stehenden Kindes wurde von der Mutter als Vormund ein selbständiger Drogerie vorgeschlagen, der die Vormundschaft gern übernehmen wollte und auch seinen besten Willen zum Ausdruck zu erheben mochte. Dem Willen von anderer Seite gemachten Vorzügen, Herrn Pastor Pfeiffer als Vormund zu wählen, wies die Mutter ausdrücklich zurück. Trotzdem wurde sie nach einiger Zeit, daß Pastor Pfeiffer der Vormund ihres Kindes sei. Ebenso spielte sich die Sache bei dem zweiten Kind ab, wo auch schon ein anderer Vormund bestellt war. Nach einiger Zeit trat wieder Herr Pastor Pfeiffer als Vormund auf.

Was Herr Pastor Pfeiffer in dem hier geschilderten Fall seine Mittel nicht gelassen, sondern die Besuche seiner Verstorbenen überlassen, auf deren Anteil er, wie das mitgeteilte Gutachten einer Geseirische ergibt, nicht viel zu geben scheint. In einem Prozeß, aber den wir vor kurzem berichteten, wurde gerichtlich festgestellt, daß in einem Falle Pastor Pfeiffer nicht ordnungsmäßig als Vormund seines Mädchens bestellt war. Es scheint, daß auch in manchen anderen Fällen die Bestellung des Generalvormundes Pfeiffer nicht ordnungsmäßig zu erfolgen scheint.

In der Berliner Stadtbibliothek.

Mit dem Nahen des Herbstes ist der immer zahlreichere Besuch der Berliner Stadtbibliothek in der Zimmerstraße wieder gestiegen. Besonders in den Abendstunden sind die kleinen Räume schon ganz gefüllt. Nicht mehr lange wird es dauern, und daselbst wird wie im Vorjahr wird sich zeigen. Die Nacht geduldet haben die Wissensdürstigen auf die Büchersehnsucht und bemühen sich, die abgelaufenen wieder abzugeben.

Wohl steht eine öffentliche Bibliothek so reich und vor allem so mannigfaltig ausgestattet wie unsere Stadtbibliothek. Auf dem Gebiet, wo sich noch Wälder zeigen, so zum Beispiel auf dem Gebiete des Sports, für den sich heutzutage fast jeder interessiert, wird nach und nach Neues erworben. Über gerade dieses Vorzugs wegen erfüllt die Bibliothek den Wunsch, möglichst zu einer Quelle der wissenschaftlichen Literatur zu werden, einerseits in hervorragendem Maße; andererseits aber macht der Mangel an genügendem Personal und genügendem Räumlichkeiten diesen Zweck für viele illusorisch.

So kann man schon vom Oktober ab eine Stunde und mehr warten müssen, ehe es gelingt, an die Bücherabgabe heranzukommen, denn bis an die Tür steht alles so festgeleitet wie bei einem öffentlichen Ereignis von allgemeinem Interesse. Das Tempelhofesfeld am Zepelin-Tag war verdächtigsmäßig nicht gedrängt voll als die Bibliotheksräume an einem Herbst- und Winterabend. Es hat aber nicht jeder die Zeit zu solch langem Warten, das sich oben drein noch vermehrt, wenn man neue Bücher mitnehmen will. Die wenigen Kataloge sind stets vergriffen, und die Zahlen, die die Bücher herausgeben, müssen nicht, wie man zu erwarten hätte, beschränkt sein. Und doch arbeiten sie sowohl als auch die angestellten Diener mit einem Eifer und einer stets gleich bleibenden Zuverlässigkeit, die dem dauernden Benutzer der Bibliothek, der sie halten und jaget sieht, beobachtet, wie sie bereitwillig alle eidentliche Auskunft geben, denjenigen, die sich in den Katalogen nicht zurechtfinden, helfen helfen, direkt Besondere Beratung abnötigt. Aber schließlich haben auch die Angestellten der Bibliothek nur zwei Hände; sie müßten aber weit mehr haben, wenn sich der Verkehr zur Zufriedenheit der Besucher abwickeln sollte.

Jetzt heißt es, daß einem lang gehegten Wunsch entsprechend die Bibliothek von 10 bis 10 Uhr geöffnet werden soll. Darauf hat man längst häufiglich gewartet. Man ist dem Berliner Magistrat für die endliche Erfüllung zum Danke verbunden, aber hoffentlich schließlich sich dieser nun auch zu dem weiteren notwendigen Schritte, das Personal bedeutend zu vergrößern, sonst werden sich in diesem Winter noch ärgere Unzulänglichkeiten ergeben als im letzten. Denn einmal wird die Benutzung der Bibliothek nun noch bei weitem größer werden, und dann wird aber auch gerade in den Abendstunden der Verkehr gewaltig sein, weil nur ein geringer Bruchteil des Büchertums gerade die Abendstunden abströmen kann. Zum Beispiel die sehr zahlreichen Schüler haben nur nachmittags Zeit, ebenso diejenigen, die tagtäglich in Bureau, usw. tätig sind. Wer früher Zeit hat, wird schon in eigenen Interesse und dem des Personals nicht die Abendstunden wählen, besonders nicht zum Zurückbringen der Bücher, aber immerhin wird der Andrang auch am Vormittag sehr groß sein, was wiederum gefahr, gerade in der Reichhaltigkeit der Bibliothek seinen Grund hat, die jedem Beruf eine Benützung ermöglicht.

Hoffentlich wird der Magistrat, der bei der Auskattung der Stadtbibliothek eine weitgehende Rücksicht auf die Bedürfnisse der modernen Kultur genommen hat, die so berechtigten Wünsche der Leser erfüllen, damit die Bibliothek ihren Zweck voll und ganz erfüllen kann.

Reider muß wiederum betont werden, daß sich unter den Besuchern immer noch einige finden, die es nicht lassen können, Blätter, prächtige farbige Reproduktionen erster Meister, wissenschaftliche Aufzüge u. aus den entnommenen Büchern herauszureihen, und gerade aus den besten und neuen Werken. Es ist dies um so verwerflicher, je gemeiner, als man annehmen sollte, daß Leser, die mit Vorliebe die wissenschaftlichen und Kunstwerke der Bibliothek benutzen, auf einer Stufe auch der Geistesbildung standen, die eine solche Handlungsweise unmöglich machen sollte.

Ueber die Charlottenburger Gymnasialentragodie

wird noch folgendes bekannt:

Adolf Brück stand vor der Vernehmung, da er sich im Michaelissemester befand. Er war in früheren Jahren schon zweimal in Haft geblieben und wäre, falls er auch diesmal nicht verlegt worden wäre, aus der Schule ausgewiesen worden. Nun haben allerdings die Lehrer beklagt, daß Brück nach dem Durchschneiden seiner Leistungen hätte verlegt werden müssen. Andererseits steht aber auch fest, daß er besonders in Chemie und im Lateinischen schlechte Leistungen aufwies, und daß sich in solchgehenden in Brück der Glaube entwickelte, er würde auch diesmal nicht verlegt und damit aus der Schule gewiesen werden. Im übrigen war er in seinen Aufzeichnungen sehr schlechten Aufsatze, den der französische Lehrer, der Falla durch, ausständig gelassen war, als ungenügend bezeichnen mußte. Daß der Schüler aber auch im Deutschen schlechte Arbeiten lieferte, war nicht sein persönliches Verschulden — in dieser Hinsicht hatte er die anderen elf Internaturaner als Nebenbesseren auf seiner Seite. Allerdings sind den Gymnasialen

schonlich hat es in der Schule mit Kurt Stalla gestanden, der in Internaturjah. Er war früher ein sehr guter Schüler, soll aber in letzter Zeit im Deutschen und Französischen erheblich nachgelassen haben. In Französischen lieferte er zuletzt einen schlechten Aufsatz, den der französische Lehrer, der Falla durch, ausständig gelassen war, als ungenügend bezeichnen mußte. Daß der Schüler aber auch im Deutschen schlechte Arbeiten lieferte, war nicht sein persönliches Verschulden — in dieser Hinsicht hatte er die anderen elf Internaturaner als Nebenbesseren auf seiner Seite. Allerdings sind den Gymnasialen

Aufsatzthema

wie „Die Gnade als Ergänzung der Gerechtigkeit“ und „Kloppod als religiöser Dichter“ gestellt worden, ohne daß die Unterlagen mit ihnen durchgelesen wurden. Hierüber geht dem „Berl. Tagbl.“ von dem Vater eines Schülers dieser Klasse folgende Zuschrift zu:

„Die Gnade als Ergänzung der Gerechtigkeit“ lautet ein Klassenessay, der in der Internaturjah. am 1. August im Rahmen des Religionsunterrichts den Schülern ausgeteilt wurde. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß ein Schüler nicht inlaute ist, ein solches Thema, das im wesentlichen eine sachwissenschaftliche Erörterung enthält, sachgemäß zu bearbeiten. Man sollte es vielmehr für selbstverständlich halten, daß ein Schüler nur solche freie Themen gestellt werden, die seinem Gebrauchsvermögen nicht zu fern liegen. Wie Fragen des Strafrechts, so sind auch die Schichten nicht zu beschäftigen. Es muß deshalb Bestrebungen zeigen, wenn bezügliche Arbeiten von einem Gymnasialen verlangt werden. Von den Internaturaner beselben Aufsatz wurde von einigen Schülern das Thema „Kloppod als religiöser Dichter“ bearbeitet, ohne daß sie vorher in der Schule irgendeine religiöse Dichtung von Kloppod gelesen hatten, und ohne daß das Thema mit ihnen durchgelesen war. Nach hier ist den Schülern etwas ausgeteilt worden, was sie nicht leisten können. Ein bezügliches literarisches Thema kann ein Schüler nur bearbeiten, wenn es mit ihm durchgelesen ist. Da er zu einer selbständigen kritischen Arbeit der erwähnten Art auf seinen Fall fähig ist, so zwingt man ihn, die Arbeit aus allen möglichen Wärdern abzuschreiben. Eine solche Erörterung der Arbeit erscheint aber keineswegs erfrischlich.

Die Schuldverwaltung würde sich den Wert aller Beteiligten verdienen, wenn sie ihre Mühe leichter es müßte für die Schulverwaltung nicht ohne Interesse sein, einmal zu prüfen, in welcher Weise die beiden Themen von den Schülern bearbeitet worden sind.“

Ueber das juristische Thema „Die Gnade als Ergänzung der Gerechtigkeit“ lieferte die ganze Klasse schlechte Aufsätze ab, der schlechteste stammte von Stalla. Obwohl er im Hexentanz sah, eine etwaige Milderung oder erst in einem hohen Maße zu gewärtigen hatte, lehnt sich Stalla dies Milderungs sehr zu Herzen genommen zu haben. Der Schüler beider Klassen wurde von ihren Ordinarien über das vernommen, was sie von etwaigen Vorwissen in der Schule wußten. Es wurden dabei auch Worte gegen einige Lehrer gemacht, deren Stillschaltung noch geklärt wird. Die Zeichen der beiden Gymnasialen waren gestern zur Beerdigung noch nicht freigegeben worden.

Kein außerordentlicher deutscher Städtetag.

Mehrere Gemeinden Groß-Berlins hatten an den Vorstand des Deutschen Städtetages das Ersuchen gerichtet, anlässlich der Reichsfinanzreform einen außerordentlichen Deutschen Städtetag einzuberufen. Oberbürgermeister Richter hat die Einberufung eines Städtetages jedoch abgelehnt und in dem Ablehnungsschreiben an die Gemeinden unter anderem folgenden Inhalt: „Die Frage, ob sich die Einberufung eines außerordentlichen Deutschen Städtetages als Folge der Reichsfinanzreform empfiehlt, hat den Vorstand bereits in einer Sitzung wegen des Planes der Reichsfinanzreform besprochen. Es ist damals eine solche Tagung für inopportun erachtet worden. Mit Rücksicht darauf, daß inzwischen von den Magistraten zu Köpenick und Charlottenburg und von der Verwaltung des Reichstages beantragt worden ist, auf einem außerordentlichen Deutschen Städtetage die Reichsfinanzreform Stellung zu nehmen, habe ich die Mitglieder des Vorstandes, soweit sie dem preussischen Herrenhaus angehören, anlässlich der Tagung dieses Hauses nochmals zu einer Besprechung eingeladen, auch den übrigen Mitgliedern des Vorstandes die Teilnahme an der Besprechung anheimgestellt. In dieser Besprechung hat der Vorstand auf Anberufung eines außerordentlichen Deutschen Städtetages eine Unterstützung geäußert. Man war dementsprechend der Ansicht, daß es nicht angängig ist, die verschiedenen Steuerpläne auf einem Städtetage zu behandeln, da jedenfalls auf eine möglichst einheitliche Stellungnahme mit Sicherheit nicht gerechnet werden kann.“